

ziehungen zu Cluny sind nicht vorhanden, auch eine Vermittlung der Wölbung durch Hirsau findet nicht statt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die hier aufgeführten Details zwar nicht immer eigene Erfindungen der Hirsauer sind, sie also auch schon vor Hirsau PP auftreten, daß aber ein Teil derselben durch Hirsau verbreitet wird, zunächst in den ihm nahen Gebieten und dem Gebiet des mitteldeutschen Typ III.

Somit bilden auch die Details ein wichtiges Beweisglied zu unserer Behauptung, daß in die bautraditionslosen Gegenden mit der Reform auch gewisse Bauarten eingeführt werden. Das ist aber weit entfernt von einer „Bauschule“.

Die Richtung

Als wesentliches Merkmal cluniazensischer und damit auch Hirsauer Innenräume wird die „Richtung“ bezeichnet. In seiner Zusammenstellung spezifisch Hirsauer Eigenheiten führt Lehmann⁴⁶² auch die Betonung der Längsrichtung auf. Hierfür hatte er schon früher den Begriff des „Wegbaues“⁴⁶³ geprägt. Kautzsch hatte bereits 1927⁴⁶⁴ diese Gedanken folgendermaßen formuliert: „Der Tiefenzug ist das Wesentliche. Die Cluniazenserkirche ist ebenso „gerichtet“, wie es die frühchristliche Basilika war. Auch sie lebt vom Gegensatz Weg und Ziel.“

Diese Gedanken resultieren aus dem Bestreben, Bauten mit einem Chor gegen solche mit zweien abzusetzen. Während ein Chor die Blickrichtung auf diesen konzentriert, zumal man durch das „Tor“, die Doppelturmfassade, eintritt⁴⁶⁵, kommt in einem Bau mit zwei Chören keine einheitliche Richtung zustande, im Gegenteil, beide Richtungen gehen auseinander, der Bau ist ungerichtet.

Dieses Absetzen der Kirchen mit einem und zwei Chören geht nach Jantzen⁴⁶⁶ lediglich vom Grundriß aus und läßt den Aufriß völlig unbeachtet. Und schließlich fragt Jantzen, ob die Richtung vom Chor als Zentrum des kultischen Vorganges bestimmt wird oder von der Architekturgliederung oder von der Raumwirkung auf den gegenwärtigen Menschen. Hier liegt der offenbare Ansatzpunkt aller Betrachtungen, und man wird sich entscheiden müssen, welche der drei Möglichkeiten man bei der Betrachtung der Räume berücksichtigen will. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß der Eindruck auf den gegenwärtigen Menschen ausscheidet. Man wird also einmal den Kult, zum anderen aber die Architektur selbst heranziehen müssen. Man wird sich dabei sowohl an den Grundriß wie auch den Aufriß halten, vor allen Dingen aber den Raum im Kirchenraum selbst erleben müssen. Denn nur von der erlebten Architektur, nicht von der abgebildeten her kann man der Frage näher kommen.

Hier ergeben sich nun schon starke Schwierigkeiten. Wo ist ein Hirsauer Raum in seiner ursprünglichen Formung erhalten? Schaffhausen wäre wohl der am besten erhaltene, aber auch hier fehlen

wichtige Merkmale. Wir werden deshalb die Bauten von Alpirsbach, Paulinzella und Maulbronn zu Rate ziehen. Alpirsbach erscheint uns deshalb von Wichtigkeit, weil hier das Verhältnis von Höhe zu Breite des Mittelschiffes ganz im Sinne Hirsauer Bauten zum Ausdruck kommt, und außerdem die Presbyterienbühne und die flache Decke vorhanden ist. Paulinzella zeigt die Hirsauer Wand mit ihrer Gliederung in bester Weise, die Vorhalle kann auch in ihrem ruinösen Zustande noch den Gedanken derselben anzeigen. Schließlich ist uns in Maulbronn ein Beispiel zugänglich, in dem die Hirsauer Wand mit dem Raum in Verbindung steht und eine Schranke erhalten ist. Auf diese Art und Weise können wir uns eine gewisse Vorstellung von der Wirkung des Raumes in PP machen, wengleich verschiedene Bauten herangezogen werden. Diese Fehlerquelle erscheint uns weniger gefährlich, als mit Rekonstruktionen und Abbildungen zu arbeiten.

Die erste Frage lautet: Welchen kultischen Zweck hatten diese Bauten zu erfüllen? Wir wissen, daß Mönchs- und Laienkirche durch eine Schranke voneinander getrennt waren, daß sich im Mönchschor ein Hochaltar befand, dem im Laienhaus der Kreuzaltar entsprach. Wir wissen ferner, daß die Prozessionen, von außen kommend, in der Vorhalle beendet werden. Darauf weist auch der Name Galiläa hin, wie die Vorhalle in den „Gewohnheiten“ genannt wird. Denn in Galiläa erschien der Herr seinen Jüngern zum letzten Male (Mettler 1910/11, S. 13). Nach Beendigung der Prozession stellten sich die Mönche in der Vorhalle in der Weise auf, wie sie im Chor saßen. Dann zogen sie in die Kirche ein. Diese Tatsache weist klar darauf hin, daß die Mönche keineswegs in geschlossenem Zug den Chor vom Westen her erreichten, sondern daß die einzelnen Gruppen getrennt ihren Platz aufsuchten. Andernfalls wäre diese Aufstellung unverständlich. Nur zwischen Ostern und Pfingsten wurde der Prozession noch die Station am Kreuzaltar angehängt. Der „Weg“, der nach Lehmann durch das „Tor“, die Doppelturmfassade, zurückgelegt wurde, wurde also, jedenfalls in dieser Weise überhaupt nicht beschritten. Vielmehr war die Vorhalle ebenso Kultzentrum wie der Ostteil und das Laienhaus und nicht Durchgang. Hieraus ergibt sich zweierlei. Erstens zielte die Richtung in der Kirche selbst auf zwei Zentren, auf den Hoch- und den Kreuzaltar, und zwar in der Weise, daß dem Konvent der Kreuzaltar unsichtbar blieb, der Laiengemeinde aber der Hochaltar. Zweitens wird der „Weg“ überhaupt nicht in der Weise beschritten wie er vom heutigen Menschen beschritten wird und auch teilweise, infolge Entfernung der Schranken gesehen werden kann, nämlich vom Westeingang nach Osten hin. Es ergäbe sich dadurch rein kultisch, will man den oben angeführten Thesen folgen, die merkwürdige Tatsache, daß die Kirche in einer Richtung doppelt gerichtet ist, ohne daß beide Richtungscentren erfaßt werden können, und daß zweitens ein „Weg“ vorhanden wäre, der gar nicht in dieser Weise beschritten wird. Dies ist aber unmöglich.

Aber auch die Architektur soll zu Rate gezogen werden. Die Hirsauer Wand ist steil und nur in ihrem unteren Teil durch die sogenannte Arkadenrahmung belebt. Die Profile der Rahmenglieder sind völlig

gleichwertig, sodaß bei dem waagrecht laufenden Teil der Rahmung durch die Gleichwertigkeit und das dauernd wieder auf die Stütze laufende andere Band in senkrechter Richtung, die Waagerechte immer wieder auf die Arkade bezogen und nicht als durchlaufend empfunden wird. Achsial zu den Arkaden befinden sich im Obergaden die Fenster. Die Wand wird durch diese Anordnung in einem gewissen Grade, im Gegensatz zur ottonischen, aufgelöst und in einzelne völlig gleichwertige Kompartimente eingeteilt. Diese Aufteilung ist aber derart locker, sodaß hierdurch nicht die Wand ge- oder zergliedert würde, sie verliert nur ihren teppichhaften Abschlußcharakter und gewinnt einen ihrem Material, nämlich dem Stein, entsprechenden Wert; sie wird fest, gebaut. Die Ganzheitswirkung der ottonischen Wand, die nach Jantzen⁴⁶⁷ etwas Bildhaftes hat, wird gelockert, nicht aber völlig aufgelöst. Durch diese Art von Wandgliederung erlebt nun der Betrachter die Wand nicht mehr in der Breite als „Bild“, sondern als leicht akzentuierte Achsen, die völlig gleichwertig sind und somit einzeln gesehen werden können. Dieses Zwischendasein zwischen Ganzheitswirkung der Wand und streng achsialer Teilung macht es möglich, Arkaden nicht in der Reihenfolge, sondern einzeln zu betrachten. Es entsteht dadurch ein völlig in sich ruhender Raum, dem jede Aktivität fehlte, wären die Wände nun nicht gegeneinander in Beziehung gesetzt, d. h. so nahe aneinander gerückt, daß ein Steilraum zustande kommt. Tatsächlich wird in Hirsauer Kirchen durch diese Steilheit der Blick zuvorderst in die Höhe gelenkt. Aber auch in der Höhe ist kein Aktivum vorhanden, der Blick fällt auf die gleichförmig gebildete Decke, die flach ist.

Durch all diese Mittel ist die Schranke kein störender Einbau mehr. Sie hemmt keinen Blick, im Gegenteil verbindet sie die gleichwertigen Kompartimente, stellt eine engere Verbindung zwischen den beiden Wänden her. Auch der in PP und anderen Bauten auftretende Schwibbogen am Eingang des Mönchshauses hat gleiche Bedeutung. Er scheidet die beiden Kirchenteile ohne zu trennen. Der Blickrichtung in die Höhe wird Rechnung durch die mutmaßliche Anbringung des Triumphkreuzes in Höhe des Schwibbogens und der Bühne im Presbyterium getragen.

Wenn man nun von der Richtung sprechen will, so gibt es tatsächlich in diesen Räumen nur eine, die sich besonders hervorhebt, das ist die Richtung in die Höhe, nicht aber die in die Tiefe. Aber auch diese wollen wir nicht als Richtung betrachtet wissen, um Irrtümer auszuschalten. Es ist keine Richtung auf ein Ziel, es ist mehr ein Drang, ein Emporheben, ohne das Ziel zu wissen. Auch dadurch kommt das völlige Ausgewogensein zum Ausdruck.

Wir können also abschließend feststellen, daß weder vom Kultischen noch von der Architektur her sich die Thesen von Kautzsch und Lehmann halten lassen. Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Altar das Zentrum des Gottesdienstes ist, der Bau ist aber nicht auf ihn „gerichtet“. Wenn Kautzsch den Hirsauer Raum mit dem frühchristlichen zusammen nennt, so ist hier auf die Arbeit von Evers⁴⁶⁸ zu verweisen, der den frühchristlichen Bau als breitgerichtet gedeutet hat⁴⁶⁹.

Zusammenfassung

Wir haben nun alle für Hirsau in Anspruch genommenen Kirchen in jedem ihrer Bauteile einer Prüfung unterzogen.

Zu Beginn konnten wir feststellen, daß PP nicht von Cluny II abhängig ist, und daß schon seit der Publikation von Anthyme Saint-Paul im Jahre 1877 eine cluniazensische Bauschule in Abrede gestellt wird. Eine „Hirsauer Bauschule“ müßte sich demzufolge lediglich auf den Bauten in Hirsau und den dort zur Zeit des Abtes Wilhelm verfaßten „Gewohnheiten“ aufbauen. Deswegen sind von uns die Denkmäler auf diese Grundlagen hin untersucht und auch die landschaftlichen Gegebenheiten dabei berücksichtigt worden. Wir konnten namentlich bei den Ostbaudispositionen gewisse Typen herauschälen, die sich als landschaftlich bedingt herausstellen. Nur bei verhältnismäßig wenig Bauten konnte festgestellt werden, daß sie PP und den „Gewohnheiten“ entsprechen. Bei diesen war zumeist der Weg gut zu verfolgen, den die Hirsauer Idee genommen hatte.

Die sich an St. A. anschließenden Kirchen liegen entweder in nächster Nähe Hirsaus, in Nachbarschaft von Klöstern, die von Hirsau aus reformiert wurden oder gehen auf direkte Verbindung mit St. A. zurück. Im Ostbau berücksichtigen diese Bauten die „Gewohnheiten“ nicht, während der chorum minor überall erscheint. Die in St. A. vorkommende Doppelturmfassade mit Turmzwischenraum, die bisher als typisch hirsauisch angesprochen wurde, konnte als landschaftlich bedingt bereits durch Lisa Schürenberg⁴⁷⁰ und Hans Kunze⁴⁷¹ für den Oberrhein nachgewiesen werden. Es besteht daher nach diesem Ergebnis keine Notwendigkeit mehr, eine derartige Westbaulösung als unbedingt hirsauisch anzusprechen. Die Anlage kann auch direkt vom Oberrhein stammen. Es wurde weiterhin darauf hingewiesen, daß die Doppelturmfassade nicht mit der „sächsischen Turmfront“ gleichgestellt werden kann.

An PP schließt sich eine Reihe von Bauten an, die sich in der Nähe Hirsaus befinden und nachweisbare Beziehungen zu diesem haben. Es handelt sich aber bei diesen Bauten um keine Nachbildungen von PP, sondern jeweils um freie Nachgestaltungen der in Hirsau errichteten Kirche unter Berücksichtigung der „Gewohnheiten“. Diese Bauweise wird durch Hirsau nach dem bautraditionslosen mitteldeutschen Gebiet gebracht, wo sie, oftmals nur mit weniger starken Abänderungen, für mehrere Bauten vorbildlich wird. Durch Otto von Bamberg wird dieser Typ auch in Abänderung in Bamberg-St. Michael und Prüfening aufgenommen.

Damit ist der Kreis der Bauten, die sich an St. A. und PP anschließen, erschöpft. Die Übernahme war also entweder bedingt durch die geographische Nähe Hirsaus, durch die Aufnahme der Bauweise in einem bisher bautraditionslosen Gebiet oder durch das Aufgreifen des Typus durch eine Persönlichkeit. Alle übrigen Bauten erkannten wir als nicht typisch hirsauisch und konnten bei diesen zumeist die Herkunft aus den landschaftlichen Traditionen erklären. Die bisher als

hirsauisch bezeichneten Presbyterienseitenschiffe oder die Nebenchöre konnten bereits durch Verbeek⁴⁷² als schon vor Hirsau auftretend nachgewiesen werden. Die später häufigere Anwendung dieser Raumteile ist nicht immer mit dem Einfluß Hirsaus zusammenzubringen, vielmehr mit einer Verbreitung allgemeiner monastischer Erneuerungsbewegungen. Dabei konnten wir die spezifischen Umdeutungen dieser Räume gut verfolgen. Von den Türmen im Westen war bereits die Rede. Auch die Türme im Osten konnten als ihren Entstehungsgebieten gebunden festgestellt werden. Es wurde nachgewiesen, daß der chorus minor nicht allein aus einer Verbindung mit Hirsau zu resultieren braucht, daß vielmehr Bauten späterer Epochen diesen Raumteil übernehmen, ohne daß damit die Übernahme der Reform verbunden wäre. Auch der chorus minor kommt, wie die Presbyterienseitenschiffe, einer neuen Art monastischen Lebens entgegen und wird daher übernommen. Ob er bei diesen Bauten auch den in den „Gewohnheiten“ beschriebenen Zwecken diene, kann nicht mehr ausgemacht werden.

Während aber für die Presbyterienseitenschiffe Hirsau nicht als Urbau in Anspruch genommen werden kann, stammt die Idee des architektonisch ausgezeichneten chorus minor von PP. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß Bauten, die diesen Chorteil besitzen auf PP zurückgehen, vielmehr kann es sich hier auch schon um eine Übernahme aus dritter oder vierter Hand handeln.

Die Ablehnung der Krypta ist, wie wir feststellen konnten, kein sicherer Beweis, daß der Bau der Hirsauer Bewegung angehörte. Auch die Praemonstratenser und Zisterzienser meiden die Krypta, ebenfalls Pfarrkirchen. Die Steigerung der Höhenproportionen ist ein Moment der Zeit und tritt bereits vor Hirsau auf. PP selbst bildet keine Ausnahme, sondern fügt sich mühelos als Glied in die Entwicklungsreihe ein. Bei der Betrachtung der Details konnte die Portalrahmung durch den Sockel und die Arkadenrahmung durch gleichwertige, horizontale und vertikale Leisten als hirsauische Erfindung nachgewiesen werden. Aber auch hier ist das Auftreten solcher Formen nicht gleichbedeutend mit direkten Beziehungen zu Hirsau.

Man hat schon früh erkannt, daß die „Hirsauer Bauschule“ keinen Typ geschaffen hat, der ohne Berührung mit der ihn umgebenden Landschaft sein Aussehen erhielt. Im Gegenteil, man hat aus den landschaftlich sehr eng gebundenen Bauten gewisse Eigenheiten herausgeschält, um durch diese die Beziehungen mit Hirsau zu beweisen. Man scheute dabei nicht vor eigentümlichen Argumenten, wie gerade der Fall der Stütze in Eisenhofen beweist.

Andererseits kann man aber auch nicht soweit gehen, wie es Eimer getan hat, der nicht nur die „Hirsauer Bauschule“ ablehnt, sondern gleichzeitig auch von einer gewissen Nachfolge von PP nichts zu erkennen glaubt. Die Situation ist klarer, als man bisher annahm.

Das 12. Jahrhundert bildet in ganz besonderem Maße die landschaftlichen Eigentümlichkeiten aus. Es ist nun nicht zu verwundern, wenn der in Hirsau auftretende, auf oberrheinische Tradition fußende Bau von PP in den bisher bautraditionslosen Gebieten eine gewisse Nach-

folge findet, zumal diese Nachfolgebauten der gleichen Reformbewegung angehören. PP ist deswegen in seiner Umgebung der bestimmende Bau, weil er der einzige ist, an welchem sich die Baumeister der engeren Heimat bilden konnten. Eine ganz ähnliche Lage ist in Mitteldeutschland nachzuweisen, wo mit der Besetzung der Klöster durch Hirsauer Mönche Neubauten verbunden waren, weil vorher keine Kirchen von diesen Ausmaßen bestanden.

Lenken wir dagegen unsere Blicke nach Bayern, Franken, nach dem Elsaß, der Schweiz und Niedersachsen, so müssen wir feststellen, daß diese besprochene Bauweise dort keinen Eingang findet, weil dort schon Typen vorhanden waren, die Vorbild sein konnten. Hier errichteten heimische Bauleute die Klosterkirchen und fügten diesen nur gewisse bauliche Einrichtungen zu, die zur Erfüllung des Reformritus notwendig waren. Selbst die Bauleute der traditionslosen Gebiete versuchten möglichst viel von den Eigentümlichkeiten der ihnen gewohnten Kleinkirchen einzufügen.

Was bleibt nun von der „Hirsauer Bauschule“ übrig? Es mußten bislang die Zuschreibungen zu ihr nur deswegen so umwunden und manchenmal eigenartig ausgedrückt werden, weil man sich selbst ein zu enges Kleid angelegt hatte. Die „Hirsauer Bauschule“ war selbst bei Auflockerung all ihrer Möglichkeiten, die ihr namentlich Mettler zugestanden hatte, ein noch viel zu starres Gebilde. Nicht weil die Bauten sich als ihr zugehörig zu erkennen gaben, sondern weil sie angeblich vorhanden war, mußten ihr die Kirchen in irgendwelcher Weise angehören. In der Tat aber hat sie in dieser Weise nie bestanden. Hirsau wirkte als Verbreiter einer neuen, monastischen Idee, reformierte und gründete Klöster, womit dann Kirchenbauten notwendig verbunden waren. Wir wissen, daß die Kirchen zunächst meistens aus Holz errichtet wurden, und erst später Steinbauten folgten. Wir wissen, daß die neue Reformidee schnelle und weitverbreitete Aufnahme fand, zumal auch dabei der gerade entfachte Investiturestreit eine Rolle spielte. Wir haben aber auch feststellen können, daß sich PP selbst der oberrheinischen Tradition anschloß, also „Kaiserbauten“, wie sie Lehmann nennt. Die Reformer scheuen sich also nicht im mindesten, Ideen von kaiserlichen Bauten zu übernehmen, denn sie sind ja ebenso wie die Bauten der Reformer aus der Landschaft heraus entstanden. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß sich alle Bauten im Eindruck glichen. Die Kirchen der Reform wirken schon ganz anders. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst erstreckt sich aber nicht auf die Baugewohnheiten.

PP ist ein Stadium, und zwar ein sehr wesentliches in der Geschichte der deutschen Architektur. Hier werden landschaftlich gewachsene Bauformen mit einem neuen monastischen Ideal verbunden, wodurch ein Bau entsteht, der viele neue Ideen aufweist. Diese neue Form wird in einer Gegend geboren, die noch keine Bautradition besitzt. Was ist verständlicher, als daß diese neue Form in diesen Gebieten nun Aufnahme findet?

Wir haben also zwischen zwei Ideen, die beide in Hirsau ihre Wurzel haben, zu unterscheiden, einmal der Bauidee, über deren Vor-

aussetzungen wir lange gesprochen haben, zum anderen aber der Reformidee. Bau- und Reformidee gehen nicht notwendig zusammen.

Es ist nun die Frage, ob man bei den Bauten, die von uns als hirsauisch bezeichnet sind, als einer „Hirsauer Bauschule“ angehörig sprechen kann. Tatsächlich wäre es möglich, wenn wir auch dabei von dem für Hirsau in Anspruch genommenen Arbeitsstab, den die Mönche angeblich mitbrachten, abzusehen hätten, und den landschaftlichen Gewohnheiten einen breiten Raum einräumen müßten. Wir sind aber der Ansicht, daß der Begriff erstens etwas unglücklich gewählt ist, weil man bei dem Begriff „Bauschule“ zwangsläufig an die französischen Bauschulen des 12. Jahrhunderts denkt, die landschaftlich einheitlich sind, zweitens aber ist der Terminus so sehr von alten, überkommenen Begriffen gesättigt, daß eine dauernde Verwechslung zwischen altem und neuem Terminus „Hirsauer Bauschule“ nie zu vermeiden wäre.

Man wird daher künftighin bei den von uns als spezifisch hirsauisch erkannten Kirchen nicht mehr von Bauten der „Hirsauer Bauschule“ sprechen dürfen, als vielmehr von Reformbauten, die sich an St. A. oder PP anschließen. Damit ist am besten das bauliche Verhältnis zu Hirsau ausgedrückt. Unter den Begriff Reformbau allein fällt aber dann jede Kirche, die von Hirsau aus reformiert wurde, auch dann, wenn sie keine baulichen Gemeinsamkeiten mit St. A. oder PP aufweist.